

Zur heutigen Situation von Kindern in ihren Familien oder Warum jedes Kind eine Tante Trudi haben sollte¹

von Paul Glar



¹ Überarbeiteter Vortrag zur Auftaktveranstaltung „Neue Farbe – Neuer Schwung! – Die regionalen Fortbildungen für Erzieherinnen 2004“, gehalten in der Familienbildungsstätte Aachen am 4. Februar 2004

Sehr geehrte Kolleginnen,

haben Sie es auch bemerkt? Die Familie ist in der letzten Zeit ein wichtiges Thema in den Publikationen. In den beiden Aachener Zeitungen gab es sogar mehrmals eine eigene Seite zum Thema Familie. Dort konnte man z. B. lesen:

- „Kinder sind Werbungskosten“,
- „Firmen gehen auf Familien zu“,
- „Frauen reden, Männer radeln“,
- „Seitensprung als Scheidungsgrund“,
- „Zwei Stunden Fernsehen schädlich“,
- „Angststörungen früh behandeln“, aber auch
- „Zwei Kinder machen Eltern glücklich“,
- „Sicher zu Hause alt werden“,
- „Mütter mischen sich zu häufig ein“ und
- „Test: Hat mein Baby Asthma?“.

Auch die Werbung bedient sich natürlich der Familien oder Teilen von ihr. So versucht uns seit ein paar Monaten die „Mutter aller Schnäppchen“ vom Falschgeiz abzuhalten und uns mit ihren unschlagbaren Tiefpreisen zum Kaufen anzuregen.

Sie sehen, wenn man es nur lange genug wendet und dreht, hat alles in unserem Leben mit Familien zu tun.

Ich will mich in meinem Vortrag nicht zu sehr mit Familienpolitik befassen, das tut die Caritas an anderer Stelle. Aber wenn man sich mit Familien allgemein beschäftigt, kommt man um einen Blick auf die Familienpolitik nicht herum.

Im Dezember letzten Jahres wurde mit einer Hamburger Studie angeblich das „Vorurteil vom Krieg der Generationen“² widerlegt. Vielmehr entdeckten die Forscher eine neue Form der „sozialen“ Altersvorsorge.

„Die Familie wird von einer Mehrheit als „beständigste und nachhaltigste Alterssicherung“ angesehen. Vor allem die familiären Bindungen stehen wieder hoch im Kurs – bei Frauen (61 Prozent) stärker als bei Männern (51 Prozent). Die Familie gleicht mangelndes Geldkapital durch „Sozialkapital“ aus – „und das ein Leben lang“. Der zitierte Forscher sieht hier Werte eine Renaissance erleben, die in den 80er Jahren „vorschnell“ über Bord geworfen worden seien.“²

In diesem Zusammenhang wurde über Familienministerin Renate Schmidt berichtet, dass sie „das hohe Lied der Familie“ sang, die „das wichtigste soziale Netz“ und „die tragende Säule unserer Gesellschaft“ sei.³

Mit Verlaub: Während Forscher eine Renaissance der Werte sehen, die in den 80er Jahren vorschnell über Bord geworfen wurden, fürchte ich nach solchen Zitaten eher einen Rückfall in das ausgehende Mittelalter, als auch in unserer Gesellschaft Kinder als kleine Erwachsene selbstverständlich zum Familieneinkommen beizutragen hatten und in hohem Maße der Altersvorsorge dienten. So fand übrigens auch der Kommentator der Aachener Zeitung, dass die derzeit stattfindenden Debatten um Renten und Zukunftssicherung „viel zu verengt unter finanziellen Aspekten geführt wird.“ Er ergänzte: „Mit weniger Geld oder sogar ohne Geld geht es immer noch irgendwie. Ohne Menschen, auf die man sich stützen kann, geht gar nichts. Und diese Menschen findet jeder am besten

2 Zitiert nach Aachener Zeitung vom 18. Dezember 2003, S. 2

3 Zitiert nach Aachener Zeitung vom 18. Dezember 2003, S. 1

und am liebsten in der eigenen Familie. Sie ist die verlässliche Vollversicherung.“ Und weiter: „Dass sich für eine in weiten Teilen kinderlose Generation der heute 25- bis 50-Jährigen der Verlust von familiären Bindungen nicht durch Geld ausgleichen lässt, müsste für jeden offenkundig sein, der über sich selbst und seine Zukunft nachdenkt.“⁴

Warum mir diese Ausführungen wichtig sind? Selbst auf die Gefahr hin, wichtigen familienpolitischen Positionen der Caritas und der Familienverbände nicht zu entsprechen, meine ich, dass Familienthemen in den letzten Jahren viel zu sehr unter gesellschaftlichen und ökonomischen Aspekten diskutiert wurden. Ich glaube z.B. nicht, dass in unserer Gesellschaft durch noch mehr finanzielle Anreize, durch ein Mehr an Tagesbetreuung usw. mehr Kinder geboren würden. Die m.E. wichtige Tatsache, dass „das Tier Mensch“ – wie ein Verhaltensbiologe einmal geschrieben hat – von Natur aus ein triebhaftes Bedürfnis hat, sich fortzupflanzen und dass Kinder zu haben oder nicht, damit ein ganz persönlicher Vorgang ist, der natürlich gesellschaftliche und ökonomische Auswirkungen hat, kommt mir in den Debatten zu kurz. Auch wenn ich nicht bestreiten möchte, dass es bei uns Armut gibt, fürchte ich dennoch, dass wir auf sehr hohem Niveau jammern und bei fortgesetzter Wachstumsideologie einer Illusion hinterher rennen. Vielleicht ist ja im Gegenteil unser Problem, dass wir in hohem Maße im Überfluss leben. So nannte schon in den 80er Jahren die weltbekannte Psychotherapeutin und Begründerin der Themenzentrierten Interaktion, Ruth Cohn, unsere Kultur „Zuvielisation“. Für sie zeichnete sich schon damals ab, dass ein Zuviel im menschlichen Leben eine Geißel sein kann. Und so fand ich interessant,

⁴ Kommentar zitiert nach Aachener Zeitung vom 18. Dezember 2003, S. 6

kürzlich in der Sendung „Quarks & Co“⁵ zu erfahren, dass in einem Rezept für ein Gericht für vier Personen 1960 ein Pfund Kartoffeln und ein Ei benötigt wurden, während in der neuen Ausgabe das gleiche Rezept ein Kilo Kartoffeln und zwei Eier empfiehlt. Die Essenz dieser Sendung war, weil wir zu viel essen, benötigen wir mehr Bewegung, um die zu viel aufgenommenen Kalorien wieder zu verbrauchen.

Sie sehen, auch dies ist, wenn wir es recht betrachten, eine Möglichkeit, unser wirtschaftliches Wachstum anzukurbeln. In der gleichen Sendung konnte man zudem erfahren, dass weltweit jährlich ca. 20.000 (!) neue Nahrungsmittel entwickelt werden, die eigentlich niemand braucht.

Und noch ein Zitat zum Thema Armut in unserem Lande:

Das Magazin „Stern“ hat in einer Stichproben-Untersuchung von 30 Produkten ermittelt, wie lange ein durchschnittlich verdienender Arbeiter im produzierenden Gewerbe jeweils für etwas arbeiten musste. Folgendes trat zu Tage: „Für einen Teller Spaghetti Bolognese im Restaurant musste ein Arbeiter 1960 noch 56 Minuten arbeiten, 2000 waren es lediglich 20 Minuten, 2003 aber schon wieder 23 Minuten“.

„1960 musste der Durchschnittsverdiener noch 11 Stunden und 5 Minuten für ein Paar Herrenschuhe arbeiten. Im Jahr 2000 seien es lediglich 4 Stunden und 53 Minuten gewesen, drei Jahre später aber deutlich über 5 Stunden.“

Und zuletzt: „Ein VW-Käfer kostete 1960 noch 1417 Stunden Arbeitszeit, der Nachfolger VW-Golf trotz besserer Ausstattung im Jahr 2000 nur 939 Stunden. Heute muss ein Industriearbeiter für den Standard-Golf wieder 976 Stunden arbeiten.“⁶

5 Sendetermin am 13. Januar 2004 in WDR 3

6 Zitiert nach Aachener Nachrichten vom 15. Januar 2004, S. 23

Doch weg von der Politik!

Was hat das alles mit den Kindern zu tun, die schon da sind und aufwachsen und mit denen, die noch geboren werden?

Sie kennen das von dem 399 v. Chr. gestorbenen Philosophen Sokrates überlieferte Zitat: „Unsere Jugend liebt den Luxus. Sie besitzt schlechte Manieren, verachtet die Autorität, hat keinen Respekt vor älteren Leuten. Die Kinder von heute gleichen Tyrannen. Sie erheben sich nicht von ihren Sitzen, wenn die Eltern den Raum betreten. Sie widersprechen ihnen, reden, wenn sie nicht gefragt sind, verschlingen in Hast ihre Speisen und tyrannisieren ihre Lehrer.“

Ich denke, was Sokrates von den Kindern sagt, können wir heute von deren Eltern sagen. Und damit bin ich bei einem Punkt, der die heutigen Humanwissenschaften beschäftigt:

Ernst zu nehmende Wissenschaftler sehen, dass die westliche Menschheit dabei ist, sich das „Ideal“ der ewigen Jugend zu verwirklichen. Unter der pädagogischen Zielsetzung von Selbstständigkeit und Autonomie wird letztlich das Kindsein abgewertet und möglichst verkürzt. So endet die Kindheit zwischen acht und zehn Jahren und geht in die Jugend über, die erst zwischen 60 und 70 Jahren enden sollte. Kinder sollen offenbar – und nachher wollen sie es auch nicht mehr – nicht zu lange Kinder sein. Erwachsen und älter werden ist aber auch nicht ganz so reizvoll.

Eine Folge davon ist, dass Eltern – die vielleicht ja lieber Jugendliche bleiben – oft große Probleme haben in ihre Rolle hineinzuwachsen und sich schwer tun, ihre Kinder zu erziehen. Sie hoffen oder gehen gar davon aus, dass die Kinder sich schon von selbst entwickeln und scheuen sich, Grenzen zu setzen und Konflikte mit ihren Kindern zu haben.

Lassen Sie mich an dieser Stelle zwei Fachbegriffe einführen, die m.E. für die Beurteilung der heutigen Menschheit der westlichen Welt von Bedeutung sind. Es sind die Begriffe „Assimilation“ und „Akkommodation“. Diese Begriffe haben in Psychologie und Soziologie Einzug gehalten. Insbesondere der französische Entwicklungspsychologe Jean Piaget hat in den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ausführlich mit diesen beiden Begriffen bei der Beschreibung der kindlichen Entwicklung gearbeitet. Grob gesagt ist mit Assimilation gemeint, dass der Mensch sich die äußeren Gegebenheiten aneignet, sich ihnen anpasst; Akkommodation beschreibt, dass die Umwelt an die Sichtweisen des Individuums angepasst wird, dass auf sie Einfluss genommen wird.

Ein typisches Beispiel: Das kleine Kind hat seit seiner Säuglingszeit seine Mutter als ständigen Quell der Bedürfnisbefriedigung erfahren. Beim Einkaufen mit der Mama im überfließend vollen Kaufhaus assimiliert das Kind, dass alles, was es hier sieht, ihm zugänglich ist und die Mama es zur Verfügung stellt. Erzieherische Aufgabe der Mutter ist, dem Kind eine neue Erfahrung zu vermitteln und ihm auch ihre Begrenztheit aufzuzeigen. Das Kind sollte also akkommodieren, auch im Überfluss kann ich nicht auf alles zugreifen. – Manche Kinder akkommodieren etwas anderes: Sie schreien, toben, werfen sich zu Boden, rennen weg und setzen ihre Mutter so unter Druck, dass sie schnell etwas kauft, das das Kind will und den Laden verlässt.

Piaget beschrieb sehr genau, welche Rolle insbesondere in der Intelligenzentwicklung diese beiden Fähigkeiten spielen und wandte sie in der Darstellung der unterschiedlichen Entwicklungsphasen differenziert an. Piaget war der Meinung, dass eine Balance zwischen Akkommodation und Assimilation Ausdruck von Intelligenz ist. Er hat uns gezeigt, dass der Mensch eine Entwicklung durchläuft von einem ausgesprochen ego-

zentrischen Weltbild zu einer angepassten Offenheit, die ihn mit der Natur und der Umwelt verbindet und in ihr überleben lässt.

Nun fürchte ich, dass gerade in unserer Kultur diese Ausgewogenheit verloren gegangen ist. Wirtschaft, Industrie, Medizin usw. vermitteln uns, dass (fast) alles, was wir denken können, auch machbar ist. Und was machbar ist, soll dann auch gemacht werden. Vielleicht mit der Einschränkung: Wenn nicht heute, dann aber demnächst. D.h., unser Weltbild wird von einer zunehmenden Akkommodation bestimmt. Dies ist die Grundlage für eine ausgeprägte Individualisierung unseres Lebens und erklärt, dass wir große Probleme haben, einen Wertekonsens zu erreichen, der uns zu gemeinsamem Handeln befähigt. D.h., jeder Mensch ist darauf aus, möglichst seine Weltsicht, seinen Maßstab als für alle gültig durchzusetzen. Gleichzeitig wird klar, dass diese Sicht Grenzen hat. Und da immer mehr Individualisten nebeneinander leben und unsere Ressourcen bislang ausreichen, gewöhnten wir uns ein hohes Maß an Konfliktscheu an und zogen uns in isolierte Bereiche zurück. Da manche Eltern bemüht sind, ihrem Kind das gleiche Recht zuzugestehen, fallen sie aus, um das Kind im freudschen Sinne vom Lust- zum Realitätsprinzip zu führen, oder es im entwicklungspsychologischen Sinne beim Übergang von einem egozentrischen mit Allmachtphantasien ausgestatteten Kind zu einer gleichermaßen autonomen aber auch in gewissem Umfang sozial angepassten Persönlichkeit zu begleiten. (In unserer Beratungsstelle sind wir übrigens einig in dieser Hinsicht und halten dies für einen wesentlichen Punkt von Erziehung, die auch die heutigen Kinder noch genießen sollten.) Die Folge der Konfliktscheu ist – und das werden Sie auch in Ihren Tagesstätten erleben, dass manche Eltern nicht nur hilflos ihren Kindern gegenüber sind, sondern sich ihnen sogar hilflos ausgeliefert fühlen, wenn sie schon von kleinen Kindern getreten, gebissen und geschlagen werden.

Aber ehe wir uns weiter mit Eltern und Kindern auseinandersetzen, lassen Sie mich noch bemerken, dass wir beim Thema Familie alle miteinander Experten sind. Wir alle sind in Familien aufgewachsen, wir alle gehören einer Familie an – auch wenn uns das manchmal nicht passt -, viele von uns haben eine Familie. Dabei meine ich natürlich nicht die verkürzte Sicht auf Mutter, Vater und Kind, sondern die Familien, von denen wir abstammen und zu denen wir - mehr oder weniger gut - eine Beziehung und ein Verhältnis haben. Weil das so ist, dass wir alle aus Erfahrung Experten sind, ist es umso notwendiger, sich über die Hintergründe des jeweiligen Expertentums zu orientieren. Deshalb lassen Sie mich Ihnen kurz meine Hintergründe erläutern:

Dass ich eingeladen wurde, diesen Vortrag heute zu halten, hat damit zu tun, dass man von mir erwartet, dass ich als Leiter einer Erziehungsberatungsstelle ein professioneller Experte bin. Darüber hinaus bin ich verheiratet und habe quasi nebenberuflich – zugegebenermaßen hat meine Frau den größeren Anteil daran – zwei Söhne erzogen und einen damals schon fast erwachsenen jungen Mann in Pflege genommen.

Von Hause aus bin ich das zweite Kind, der erste Sohn meiner Eltern, von insgesamt fünf Geschwistern. Die jüngste Schwester kam als ich 14 Jahre alt war, der Bruder, der mir folgte, starb mit 14 Jahren als ich 16 war.

Tante Trudi, von der ich später noch berichten werde, war die älteste Schwester meines Großvaters mütterlicherseits. Den Großvater kenne ich nur als großes Bild an der Wand im Hause meiner Großmutter. Er starb, noch bevor meine Eltern sich kennen lernten. Bei meiner Taufe gab man mir seinen Vornamen als meinen zweiten Namen.

Doch nun zur Situation der heutigen Kinder.

Es gibt den Ausspruch: Man heiratet, um gemeinsam Probleme zu bewältigen, die man alleine nicht hätte. Dieser zunächst ironisch gemeinte Spruch weist auf etwas Wichtiges hin, das heute nicht so gerne benannt wird: Partnerschaft bedeutet unweigerlich Verzicht. Es ist schon fast verrückt, dies zu betonen, weil die grundsätzliche Frage die ist, worauf denn verzichtet wird. Ein kinderloses Paar verzichtet auf die – im wahrsten Sinne des Wortes - wesentliche Erfahrung, mit Kindern zusammen zu leben und von dem eigenen Leben mit einem geliebten Partner etwas weiter zu geben. In einer Familie verzichten die Partner auf die Erlangung des größtmöglichen Reichtums oder der größtmöglichen Selbstverwirklichung.

Waren zu meiner Zeit Familien mit einem oder nur zwei Kindern eher die Ausnahme, handelt es sich bei diesem Konstrukt heute um den „Standard“. (Ich frage mich, ob dies nicht letztlich eine unbewusste Assimilation ist, da ein großes Volk von Individualisten und Egozentrikern auf Dauer nicht gut auf relativ engem Raum miteinander leben kann.) In dem eingangs erwähnten Artikel mit der Überschrift: „Zwei Kinder machen Eltern glücklich“ wird darauf hingewiesen, dass Eltern mit zwei Kindern laut einer Studie zufriedener sind als andere. „Forscher der Uni Bamberg fanden heraus, dass Geschwisterpaare von ihren Eltern durchweg als ‚positiv und sinnstiftend‘ empfunden werden. (...) Dagegen werden Einzelkinder häufiger als Belastung für die Partnerschaft und als störend für die Erfüllung eigener Interessen empfunden.“⁷

Bei einer solchen Konstellation ist die Gefahr sehr groß, dass die gesamte Familie unter Erfolgsdruck gerät: Bei nur einem bis zwei Kindern sind anscheinend alle Ressourcen optimal auf das Kind ausgerichtet.

⁷ Zitiert nach Aachener Nachrichten vom 14. Januar 2004, S. 25

Belastungen, Probleme oder gar Krankheit, Behinderung und Tod sind als Möglichkeiten ausgeblendet und werden von den Eltern, wenn sie dann doch eintreten, schnell als persönliches Versagen empfunden.

Für Kinder hieße das, dass Kindsein in den Familien so etwas wie eine Ausnahmesituation ist, die nicht erstrebenswert ist, wenn man denn ein Einzelkind bleibt. Außerdem wird sich ein so beschriebenes Kind sicher nicht wohl fühlen können in seiner Familie. Man muss den Eindruck haben, dass die Kommunikation zwischen Erwachsenen und Kindern ein großes Problem geworden ist. Materiell werden viele Kinder über die Maßen ausgestattet, kindgemäße Kontakte fallen vielen Eltern schwer. So schwanken sie dann oft zwischen zu ernstem Elternverhalten und zu kindzentriertem Verhalten, bei dem dem Kind Entscheidungen überlassen werden, die es gar nicht treffen kann.

Ein Beispiel: Die Eltern und der dreijährige Felix sitzen am Frühstückstisch. Die Eltern unterhalten sich über den vor ihnen liegenden Tag. Während des Gesprächs vergewissern sie sich unbewusst immer wieder ihrer Beziehung, die Mutter hatte vor etwa einem Jahr eine außereheliche Affäre, die natürlich ganz offen in der Familie behandelt wurde. Felix bemerkt, dass er hier anscheinend überflüssig ist und fängt an, über seine Cornflakes zu meckern. Die Eltern lernen gerade, dass sie Grenzen einhalten und sich nicht von ihrem Sohn tyrannisieren lassen sollen. So reagieren sie zunächst nicht. Felix verkündet, dass er heute sowieso keine Lust habe zu frühstücken, worauf die Mutter ihm bestätigt, dass das seine eigene Entscheidung sei. Felix steht von seinem Platz auf und fängt an, auch das Frühstück der Eltern zu stören, indem er ständig seinen Stuhl gegen den Tisch stößt. Als die Mutter ihn daran hindern will, läuft er vor ihr weg. Als sie ihm nicht folgt, kehrt er zurück und macht sein Spiel mit dem Stuhl weiter.

Hier sehen wir deutlich den Konflikt: Es gibt kein „normales“ Verhalten zwischen Eltern und Kind am Frühstückstisch. Entweder sind die Eltern zu weit weg von ihrem Kind, dann sind sie wieder auf ihr Kind fixiert. Dies macht sich auch oft daran fest, dass Eltern entweder ihre Kinder bedienen oder von ihnen die eigenständige Erledigung von Dingen fordern. Situationen, in denen Eltern und Kind etwas gemeinsam tun, scheinen immer seltener zu werden. Das Kind lernt daraus: Normal ist, erwachsen zu sein, selbst zu bestimmen, was man tut und was man lässt. Normal ist, sich mit Erwachsenen-Dingen zu beschäftigen, Probleme und Schwierigkeiten zu kennen und vor allem darüber zu reden und zu diskutieren. Vater und Mutter haben als einen wichtigen Lebensinhalt, über Tag zu arbeiten und im Umgang mit anderen erwachsenen Menschen Dinge zu schaffen und sich wohl zu fühlen. Die meisten Eltern geben sich zwar Mühe, den Kindern in der Wohnung einen eigenen Raum zu geben, den sie mit Spielsachen usw. ausstatten, aber im Umgang mit diesen Dingen und dem Kind, also im gemeinsamen Spiel, müssen sich viele Eltern anstrengen und verlieren so schnell die Lust am gemeinsamen Tun mit dem Kind. Das Kind lernt daraus, dass es etwas Exotisches sein muss in diesem Haushalt. Viele Kinder haben schon früh erfahren, dass die Mutter, wenn sie denn zu Hause blieb in der ersten Zeit nach der Geburt, nicht nur angestrengt, sondern regelrecht auf die Dauer gelangweilt war. Da es für die Mutter keinen eigenen sinnvollen Tagesablauf ohne Arbeit mehr gab, hat sie gerne die Interessen des Kindes aufgegriffen – in Illustrierten und Ratgebern hat sie gelesen, wie wichtig es ist, sich auf die Bedürfnisse der Kinder einzustellen – und schon früh Gruppen für Babymassage, PEKIP, Eltern-Kind-Gruppen (in denen doch überwiegend die Mütter saßen) usw. besucht. Das Kind hat früh verstanden, dass das offenbar alles gut für es ist, damit es, wenn es dann in ein paar Jahren endlich richtig erwachsen ist, auch erfolgreich sein kann.

Gleichsam über allem schwebend lag aber die Botschaft, was hier und heute ist, ist nicht für sich in Ordnung. Wir alle müssen aufpassen, dass wir nicht wichtige Dinge verpassen, die später unweigerlich zum Versagen führen werden.

Trotz aller Anstrengungen hat die Mutter oft nicht verbergen können, dass sie das alles nur für ihr Kind tut. Gott sei Dank gab es in dem einen oder anderen Kurs ein Kind, mit dem das eigene Kind gut auskam. Mit dieser Mutter hat sich unsere hier beschriebene Mutter angefreundet, damit auch über die Gruppe hinaus, das eigene Kind einmal einen Spielkameraden haben kann. Zwar finden sich die Frauen nicht ganz so sympathisch, aber für ihre Kinder lassen sie nichts unversucht. Eine andere Frau wäre zwar vielleicht netter gewesen, aber zwischen den Kindern harmonierte es nicht so gut. Da war die Wahl klar.

Bitte schauen Sie genau auf die Konstellation, die keineswegs „an den Haaren herbeigezogen“ ist! Die Kameradschaft, die „Freundschaft“ hält, solange die Kinder miteinander etwas anfangen können. Manchmal nicht einmal so lange. Sie endet nämlich vielleicht dann doch, weil die Mütter sich nichts Wesentliches zu sagen haben. Ein Punkt ist aber wichtig: Unter diesen Voraussetzungen lernen Kinder kaum, Konflikte miteinander zu haben. Entweder werden Konflikte schnell harmonisiert oder es wird von ihnen abgelenkt. Aber Konflikte, wie Geschwister sie haben, die dann nicht nach einer Stunde den Kontakt für ein paar Tage, eine Woche oder gar länger unterbrechen können, lernen diese Kinder kaum noch kennen. Es hatte einen Wert, zerstritten zu sein und dann doch das Zimmer weiter miteinander teilen zu müssen. Das ist Assimilation konkret! Wie oben schon beschrieben ist ja leider zu beobachten, dass auch Eltern im Umgang mit ihren Kindern immer konfliktscheuer werden. Entweder lassen sie sich auf stundenlange Debatten ein oder sie unterbrechen

den Kontakt zu ihren Kindern, indem sie sie des Platzes verweisen, sie in das Kinderzimmer schicken. Dies verbunden mit einer genervten Grundhaltung verstärkt beim Kind den Eindruck, dass es hier nicht richtig ist.

Unser Einzelkind lernt, dass Konflikte insgesamt störend und zerstörend sind. Auch die Eltern, wenn sie nicht einer Meinung sind, diskutieren stundenlang ohne weiter zu kommen oder räumen das Feld. Das ist dann der Zeitpunkt, wo das Kind sich etwas einfallen lassen muss, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und so die familiäre Spannung zu nehmen oder die Eltern mit etwas anderem zu beschäftigen.

Bindungen sind in solch einem Beziehungsgefüge eher lästig. Bringen sie einen Menschen doch erst in den Zwiespalt der Entscheidung, auf seiner Meinung, seiner Selbstverwirklichung zu bestehen oder doch einmal nachzugeben. Oft genug bleibt dieses „Nachgeben“ ohne tiefere innere Zustimmung, so dass es auf der „offene-Posten-Rechnung“ bleibt, die später dann präsentiert wird und die Gründe für die fast zwangsläufig folgende Trennung darlegt.

Diese zugegebenermaßen pessimistische Darstellung wird nicht besser, wenn wir uns vor Augen halten, dass in Zukunft die berufliche Situation von Familien von noch mehr Mobilität geprägt sein wird. Dies wird in manchen Kleinfamilien zu Wochenendbeziehungen und so zu Trennungssituationen und noch mehr Unverbindlichkeit führen.

Der in der Fachwelt umstrittene Bert Hellinger hat m.E. zu Recht darauf hingewiesen, dass unser Leben durch wesentlich mehr beeinflusst ist als das, was Vater und Mutter uns genetisch mitgegeben haben und uns durch Erziehung angedeihen lassen. Hellinger hat herausgestellt, dass es so etwas wie ein Familiengewissen gibt, das die Kinder zumindest mit

ihren Eltern, deren Geschwister, den Großeltern und in einzelnen Fällen sogar deren Geschwister verbindet. Für mich ist dies nachvollziehbar. Wenn ich im Nachhinein auf unsere Familienfeiern schaue und mich erinnere, wer damals dazu eingeladen wurde, dann waren das genau die Menschen, die Hellinger nennt. Selbst heute nehme ich z.B. in familiären „Krisensituationen“ wie Geburt, Tod, Adoption, in-Pflege-Nahme etc. bei dem o.a. Personenkreis Reaktionen wahr. Auch wenn ich zugeben muss, dass ich als ehemaliger Sympathisant des Gedankenguts der sog. 68er Bewegung lange Zeit der Meinung war, dass Wahlverwandtschaften wesentlich wichtiger und wertvoller sind als die echte Verwandtschaft, muss ich heute zugeben, dass in meinem Leben keine freiwillige Beziehung so lange haltbar war wie die aufgezwungenen verwandtschaftlichen. Inzwischen glaube ich, dass das auch in der Natur der Sache liegt. Wie schon oben bei den (fehlenden) geschwisterlichen Beziehungen beschrieben, hat die familiäre Beziehung tatsächlich einen bindenden, in hohem Maße aber auch Identität stiftenden Charakter, den keine gewählte Beziehung ersetzen kann.

Durch die schon benannte zunehmende gesellschaftliche Mobilität ist es in manchen Familien schwer, selbst zu den Großeltern angemessene Kontakte zu pflegen. Dadurch werden Kinder eines wichtigen Teiles ihrer Wurzeln beraubt.

Neben den bereits genannten Situationen müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass die hohen Scheidungsraten ein weiteres tun. Abgesehen von den großen Belastungen und großen Unsicherheiten, denen die Kinder bis zur Trennung und unmittelbar nach der Trennung der Eltern durch die fast regelmäßig stattfindenden „Rosenkriege“ ausgesetzt sind, lässt sich auch die Folgezeit von Kindern oft nur bewältigen, weil sie bereit sind, flexibel zu reagieren. Diese Flexibilität geht soweit – und das ist

kein Einzelfall – dass z.B. Kinder untereinander verabreden, wer zu welchem Elternteil geht, damit niemand von den Eltern benachteiligt ist. Es scheint eine Eigenart von Kindern zu sein, schnell für die Dinge, die geschehen, die Verantwortung zu übernehmen und ihre Eltern schonen zu wollen. Kinder haben nach der Trennung mit ihren Eltern den Schmerz der Trennung auszuhalten. Sie sind diejenigen, die sich auf nun zwei getrennte Haushalte einrichten müssen, sie müssen es aushalten und sich darauf einstellen, dass sich ihre Elternteile nach der Trennung verändern und vielleicht in vielen Bereichen ganz unterschiedliche Lebensweisen und Persönlichkeitsaspekte entwickeln usw.

Wenn dann die Eltern neue Partnerschaften eingehen, evtl. noch ein fremdes Kind hinzukommt, oder wenn mit dem neuen Partner ein weiteres Kind entsteht, sind die ersten Kinder noch mehr herausgefordert, flexibel auf die Situation zu reagieren. Es wird deutlich, dass in den ohnehin als belastet erlebten Situationen Kinder eine noch größere und eine besondere Belastung zu tragen haben.

Bert Hellinger zeigt hier Ordnungen auf, die es allen Beteiligten bei Beachtung ermöglichen, reibungsloser miteinander umzugehen. Oben habe ich herausgestellt habe, welchen Wert es haben kann, dass Geschwister auch bei Konflikten nicht ausweichen können – abgesehen von dem noch nicht genannten Vorteil, gegen die Eltern Koalitionen bilden zu können. In den sog. „Patchwork-Familien“ gilt eine andere Ordnung. Meine, deine und unsere Kinder müssen nicht unbedingt gut miteinander auskommen. Die Kinder werden es schon spüren, dass meine und unsere Kinder miteinander verwandt sind, meine und deine aber nicht. Und in der Tat verläuft oft an dieser Grenze die Konfliktlinie in den Familien. Wenn es mir gelingt, zu deinen Kindern zwar Kontakt zu haben, besonders wenn wir täglich zusammen leben, ich aber eine gewisse Distanz

akzeptiere, weil ich mir nicht anmaße, ihren Vater zu ersetzen, dann wird das für uns alle bekömmlicher sein.

Im übrigen hält mich das auch dazu an, den Kontakt deiner Kinder zu ihrem Vater, der in deiner Beziehung mein Vorgänger war und mit dem ich auf eine unerklärliche Weise deine Liebe teilen muss, nicht ständig als störend oder gar bedrohlich zu empfinden, sondern als einen natürlichen Teil unseres Lebens. Aber eins ist klar: Dieses Gefühl von familiärem Zusammenhang ist völlig verschieden von dem oft idealisierten und erträumten. Es bedarf der ständigen Bearbeitung, um es zu erhalten.

In einer Zeit, in der in Familien auch immer mehr künstlich gezeugte oder „Ersatzkinder“ also Pflege- und Adoptivkinder leben, muss darauf verwiesen werden, dass die gerade beschriebene Störungsanfälligkeit in diesen Familien ebenfalls vorzufinden ist. Um nur ein Beispiel zu nennen: Wenn Pfügeltern dauerhaft den Status der semiprofessionellen Erziehungshelfer verlassen und sich anmaßen, die leiblichen Eltern zu ersetzen, indem sie mit dem Pflegekind eine eigene Familie bilden wollen, wird das Kind darauf mit Verhaltensauffälligkeiten oder sonstigen Störungen reagieren. Selbst Adoptiveltern tun gut daran, innerlich dem Kind gegenüber zu sagen: „Ich tue es für deine Eltern.“

An allen diesen Beispielen können Sie sehen, wie schwierig und differenziert unser Leben heute geworden ist. Dies benötigt einen großen Einsatz an psychischer Energie. Vielleicht liegt hierin mit ein Grund, dass der „moderne“ Mensch sich quasi als Ausgleich so gerne den elektronischen Medien wie Fernsehen, Video- und Computerspielen überlässt. Hier ist vieles planbar, das Leben ist übersichtlicher und das eigene Handeln schneller von Erfolg gekrönt als im richtigen Leben. Und doch muss man erschrecken, wenn man sich bewusst macht, was der Leiter des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen, Professor Chris-

tian Pfeiffer, in einem Interview mit den Aachener Nachrichten im September letzten Jahres berichtete, nämlich dass fast ein Viertel der sechsjährigen Kinder über einen eigenen Fernseher verfügen. An dieser Zahl wird die Hilflosigkeit der Eltern dieser Kinder, aber auch die Trostlosigkeit der Kinder deutlich.

Und genau an dieser Stelle meine ich in unserer Gesellschaft eine große Paradoxie zu sehen. Auf der einen Seite drängt vieles die Kinder – wie oben beschrieben – schnell und problemlos erwachsen zu werden, auf der anderen Seite dreht sich in unserem Alltag vieles um die Kinder. Wenn man dann genauer hinschaut, fällt auf: Auch der Bereich der Kindererziehung ist ein lukrativer Markt geworden. Wie viele Zeitschriften müssen monatlich etwas Neues erfinden, um ihren Leserinnen zu verkaufen, was moderne Kindererziehung ausmacht? Wie viele Ratgeber reisen durch die Lande oder die Fernsehstudios und verkünden, wie Kindererziehung richtig geht, und was alles noch getan werden muss, um auch in unserem Lande die international anerkannten Kinderrechte endlich durchzusetzen.

Bei Einweihungen von katholischen Kindergärten wird immer wieder gerne die Bibelstelle genommen „Und er stellte ein Kind in ihre Mitte...“. Moderner hat dies Herbert Grönemeyer in seinem Lied „Kinder an die Macht!“ gefordert.

Ich halte eine Ideologie der Kindzentrierung unserer Gesellschaft für falsch, durch die einerseits Kinder verwöhnt und von Konsequenzen ihres Handelns abgehalten werden, denen man eigentlich nicht viel zutraut, die aber andererseits in Verantwortungen genommen werden, die sie oft nicht tragen können. Ich höre von Partizipation, Mitgestaltung und Einflussnahme und sonstigen Dingen, die mit einer Wahrnehmung von Kinderrechten verbunden werden. Kaum höre ich, dass Kinder ein

Recht darauf haben, unselbstständig, abhängig, impulsiv, irrational, klein usw. zu sein. Auch kaum höre ich, dass Kinder ein Recht darauf haben, von ihren Eltern gesagt zu bekommen, was sie tun und lassen sollen, ein Recht darauf haben, von ihren Eltern in Grenzen gehalten zu werden, einfach: erzogen zu werden. Vielleicht ist dies unpopulär, wenn ich das hier so ungeschminkt sage. Aber es ist notwendig zu sagen angesichts der Eltern, die z.B. unsere Beratungsstelle besuchen und von denen wir erfahren, dass sie eigentlich Angst haben ihre Kinder zu erziehen, weil sie fürchten, die Zuneigung ihrer Kinder zu verlieren. Ich halte es da eher mit Jirina Prekop und Christel Schweizer, die eines ihrer Bücher mit dem Titel „Kinder sind Gäste, die nach dem Weg fragen“ überschrieben haben.

Viel zu früh werden Kinder nämlich durch unsichere Eltern in Verantwortung und Pflichten genommen, denen sie nicht gewachsen sind und aus dem sie – wie schon oben beschrieben – nur herleiten können, dass sie möglichst schnell ihr Kindsein ablegen sollten, um alles das tragen zu können. Jemand, der ständig im Fokus ist, wird entweder unruhig und nervös oder er bekommt Allmachtsphantasien und hält sich auf die Dauer für den „Nabel der Welt“. Wollen wir dies unseren Kindern wirklich zumuten? Wir Erwachsenen schieben damit unbemerkt die Verantwortung für alles, was geschieht, den Kindern zu. Kinder bilden mit ihren Familien eine enge Lebensgemeinschaft. Damit sind sie auf Gedeih und Verderb mit ihnen verbunden. So sind sie natürlich nicht von Arbeitslosigkeit, Armut oder Reichtum verschont. Aber, so ist das im Leben. Wir positionieren uns falsch, wenn die Betroffenheit von Kindern unser Antrieb sein soll, Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Die Eltern sind in den Blick zu nehmen. Wenn und solange Kinder in Familien einigermaßen gut eingebunden sind, bewältigen sie viele Lebenskrisen. Ganze Generationen vor uns hatten ständig irgendwelche Kriege oder sonstige Krisen und

Härten zu bewältigen. Wo bleibt unser Zutrauen in die Menschen, ja auch in unsere Kinder, dass sie eigene Wege werden gehen können? Es ist schon ein bisschen verrückt, dass wir unseren Kindern eine angenehme Welt schaffen und ihnen wie oben beschrieben gleichzeitig soviel zumuten (müssen).

Liebe Kolleginnen, vielleicht sind Sie schon neugierig darauf, endlich von Tante Trudi zu hören. Und es ist auch an der Zeit, sich auf den Untertitel meines Vortrages zu beziehen.

Tante Trudi hat es – ich habe es eingangs schon gesagt - wirklich gegeben. Sie lebte von 1900 bis 1981 und war die älteste Schwester meines Großvaters mütterlicherseits. Tante Trudi war also die Tante meiner Mutter, für mich und meine Geschwister die Großtante. Sie war verheiratet, aber kinderlos. Tante Trudi mit Kindern ist unvorstellbar, weil sie eben eine richtige Tante war, klein und etwas übergewichtig. Sie war die typische Patentante. Von vielen Kindern war sie die Patin, auch von meinem jüngeren Bruder. Bei Tante Trudi war vieles ungewöhnlich, sie war ein Original. Allein schon ihre Wohnung war bemerkenswert. Sie bewohnte zwei Zimmer mit Diele und Toilette. Außer der Haus- und der Toilettentür waren die Türen entfernt, weil sie zu viel Platz weggenommen hätten. Stattdessen hingen dicke Vorhänge in den Türrahmen. Im ersten Zimmer dieser Kleinstwohnung war das Schlafzimmer eingerichtet mit Spülstein und Kochecke. Wenn Tante Trudi kochte, konnte sie auf der Bettkante sitzen und den Gasherd bewachen. Das andere Zimmer hatte etwas Museales. Es war mit einigen Schränken, einer Couch einem runden Tisch und vier Sesseln möbliert und ansonsten mit Kunstgegenständen und Nippes voll gestellt.

Ich weiß nicht, ob Tante Trudi eine Ausbildung hatte und was sie gearbeitet hatte. Solange ich sie kannte, war sie nicht berufstätig.

Sie war im Grund auf eine liebenswürdige Art Kind geblieben. Sie wurde von der gesamten Familie auf Feste eingeladen. Wenn sie oder ihr Mann Namenstag feierten, traf sich die Familie bei ihr. Auf diese Weise lernte ich Vettern und Cousins meiner Mutter kennen, die ich sonst nirgendwo traf. Sie war quasi die große Klammer der weiteren Familie.

In unsere Kernfamilie kam sie ebenfalls zu jedem Namenstag. Dem Namenstagskind brachte sie eine Kleinigkeit mit, für die anderen Kinder ebenfalls etwas – z.B. eine Tafel Schokolade – mit der Aufforderung, diese zu teilen. Tante Trudi brachte immer Dinge mit, die wir von unserer Mutter nicht bekamen. Besonders erinnere ich mich zu Ostern an die Schokoladeneier, die mit Pralinen und Schokohasen gefüllt waren. Was Tante Trudi auszeichnete war, dass sie zwar immer eine Kleinigkeit mitbrachte, aber sie brachte immer etwas mit und sie dachte auch immer an die Kinder, die gerade keinen Festtag hatten. Schon deshalb war sie sehr beliebt. Sie war aber auch sehr beliebt, weil es immer lustig wurde, wenn sie kam. Heute glaube ich, dass nicht immer nur mit ihr, sondern auch öfter über sie gelacht wurde.

Als ich etwa acht Jahr alt war, starb ihr Mann. Seitdem kam Tante Trudi regelmäßig vierzehntägig zu uns und half meiner Mutter bei der Wäsche in der Waschküche. Sie ließ sich natürlich von meiner Mutter mit verpflegen und saß mit uns Kindern am Abendbrottisch. Wenn es meiner Mutter zu laut und zu viel wurde nach dem anstrengenden Tag, dann gab es schon einmal die Aufforderung zum Stillsitzen bei Tisch. Tante Trudi ermahnte uns ständig, die Mutter zu schonen, brach aber dabei selber das Schweigen, so dass nachher fünf Finger auf sie zeigten, wenn es darum ging, wer denn das Gebot am schlechtesten eingehalten hatte.

Vielleicht können Sie nachvollziehen, warum mir die Tante so wichtig war, dass ich sie Ihnen heute hier vorstelle. Sie war in ihrem Gemüt eine einfache und einfach liebenswerte Person. Sie nahm die Kinder der ganzen Familie wahr und nahm jeden so, wie er war, wovon besonders auch zwei behinderte Kinder der Familie profitierten. Dies alles, ohne die Distanz, die ihr als Tante einzuhalten gebührte, aufzugeben. Sie war ein wohltuender Ausgleich zur notwendigen Strenge, die die Eltern in die Erziehung einfließen lassen mussten. Gleichzeitig fand sie immer die Grenze, Erziehungsbemühungen der Eltern nicht ad absurdum zu führen.

Man konnte nie lange Streit mit ihr haben; sie ließ sich nicht irritieren. Natürlich gab es auch damals zwischen den Erwachsenen Konflikte, an denen sie manchmal beteiligt war. Mit Ironie, aber auch mit ein wenig Anerkennung hat mein Vater einmal gemeint: „Wenn man Tante Trudi zur Tür hinauswirft, kommt sie zum Fenster wieder herein.“

Aus der Distanz und unter den heute üblichen strengen Beurteilungskriterien müsste man vermutlich feststellen, dass Tante Trudi nicht sonderlich intelligent war und dass sie vielleicht ein kleines Alkoholproblem hatte – sie trank gerne Wacholder. Und wenn ein Tropfen daneben fiel, dann nahm sie ihn mit der Hand auf und strich ihn sich in ihr Haar, wie ihr Vater das offenbar schon getan hatte. „Damit nichts Gutes verloren geht“, wie sie sagte. Eine nicht ganz so aparte, aber dennoch skurrile Gegebenheit soll Ihnen nicht vorenthalten sein: Tante Trudi hatte immer große Beschwerden mit ihrer Gebissprothese. ... Sie war die einzige Verwandte, die sich manchmal selber in ihr Hinterteil biss.

Kann man als Erziehungsberater heutigen Kindern eine solche Tante empfehlen?

Unbedingt: Ja! Mit allem eben beschriebenen hat sie der gesamten Familie aber besonders den Kindern unschätzbare Erfahrungen vermittelt. Sie war, wie sie war, ohne Attitüde, unmittelbar, ein Familienoriginal. Vielleicht wird ihre naive Ernsthaftigkeit daran deutlich, dass sie vom Kindergarten immer von der „kleinen Schule“ sprach, im Gegensatz zur „großen Schule“, in die man dann anschließend ging. Sie, die Kindergärten nur von Verwandtenbesuchen her kannte, hatte schon damals ein Gespür für das, was dort vermittelt wurde.

Tante Trudi nahm das Leben wie es kam. Und so starb sie auch. Sie starb an einer Krebserkrankung. Sie wusste, dass sie nicht mehr lange leben würde. Sie sprach nicht ausdrücklich über ihren Tod, klammerte ihn aber auch nicht aus. Sie durfte die letzten Monate bei ihrer jüngsten Schwester verbringen und empfing so lange Besuch, wie es ihr möglich war.

Was, liebe Kolleginnen, bedeutet das nun, was ich Ihnen hier ausgebreitet habe, für unsere gemeinsame Arbeit?

Der Mensch – und das ist meine erste Akzentuierung – ist ein Wesen der Natur und der Kultur gleichermaßen. Neben allen kulturellen Errungenschaften und weiteren Entwicklungen werden wir nicht umhin kommen, uns unserer Naturgebundenheit zu vergewissern. Unser Leben ist ein in erster Linie naturgebundenes und nicht ein nur kulturelles und schon gar kein virtuelles. (Auf die Veränderungen unserer Wahrnehmung durch Fernsehen, Videogames usw. werde ich hier nicht eingehen können.) Das bedeutet, dass uns auch in Zukunft nicht alles so gelingen wird, wie wir es uns vorstellen. Unplanbarkeit, Misslingen, Krankheit und Tod bleiben mit dem Menschsein wesentlich verbunden. Das bedeutet auch, dass jeder neue Mensch mit seiner Zeugung beginnend und in den ers-

ten Jahren nach der Geburt die ganze Menschheitsgeschichte neu durchlaufen muss.

Und da das Leben auf dieser Erde nur polar denkbar ist, entwickelt sich das Leben in der Familie, aber auch in der Gesellschaft nur zwischen Individuation und Sozialisation, zwischen Assimilation und Akkommodation usw. Gleichzeitig erfährt der Mensch, dass er in diesem Leben wichtig ist, dass es aber nicht auf ihn ankommt. Das heißt bildlich gesprochen: Wir bewegen uns in der Menschheitsgeschichte - und damit auch in unseren Familiengeschichten - in einem Fluss, der von unseren Vorfahren her zu uns herüberreicht, aber nicht bei uns endet, sondern sich unaufhaltsam weiter bewegt.

Aus diesem Grunde sind wir wichtig und haben unsere Aufgaben zu erfüllen, aber danach kommt es auf uns nicht mehr an.

Die Aufgabe von Familie ist daher, den Kindern, die in sie hineingeboren werden, Heimat, Identität und eine Vorform zu geben und sie in das Leben zu begleiten. Das berechtigt Eltern dazu, ihre Kinder zu erziehen und ihnen ihre eigene Weltsicht nahe zu bringen. Erst daran können die Kinder im Laufe ihres Lebens ihre eigene Weltsicht entwickeln.

Dies ist heute eine schwierige Aufgabe, weil die Beschleunigung unserer Prozesse in Wissenschaft und Forschung uns oft suggeriert, dass bereits heute alles anders ist als gestern. Eltern vermittelt das den Eindruck, dass sie Kinder zu etwas erziehen müssen, von dem sie selber eigentlich gar keine rechte Vorstellung haben. Doch vertrauen Sie darauf: Auch heute haben z.B. die Erkenntnisse von Piaget noch ihre Berechtigung, auch wenn sie z.T. älter als ein halbes Jahrhundert sind. Deshalb plädiere ich mit Nachdruck dafür, dass Eltern sich trauen, ihre Kinder zu erziehen und nicht ängstlich warten und hoffen, dass sich ihre Kinder gut entwickeln. Trotz tausender von Ratgebern und Experten usw. scheinen

Eltern immer noch nicht ausreichend über die Entwicklungsphasen von Kindern informiert zu sein. Ja auch hier hat man oft den Eindruck, dass Werte wie Rhythmus im Tagesablauf und im Leben insgesamt, Körperkontakt, gemeinsame Mahlzeiten wie auch die Bereitschaft, Kinder Fehler machen zu lassen oder Kinder tatsächlich „tausend Mal“ zu ermahnen etc. für die Kinder von heute nicht mehr adäquat erscheinen. Doch so schnell geht die Evolution nicht, dass sie innerhalb von 50 oder 100 Jahren die Genetik fundamental verändern würde.

Kinder brauchen Zeit und keine Karrierepläne. Es ist gut, wenn Eltern oder gar die ganze Familie an die Geburt eines neuen Menschen unbewusst Wünsche, Ahnungen oder unbewusste Delegationen knüpft, wie er sich in das System einfügen, was er beitragen oder übernehmen könnte; dies bedeutet Bindung und Identitätstiftung. Heikel ist aber, wenn diese Wünsche so fest sind, dass mit dem Eintritt in den Kindergarten eigentlich klar ist, dass das Kind ein Gymnasium besuchen und das Abitur machen soll. Eltern und Kind sollten die Zeit behalten, zu überprüfen, ob die Wünsche, die da gehegt werden, auch realisierbar sind. Auch hier sind Menschen zu Polarität gezwungen: Wünsche, Vorstellungen und Ziele entwickeln und ansteuern und Hemmnisse, Entwicklungen und andere Notwendigkeiten auf dem Weg dorthin mit einbauen und so evtl. zu anderen Zielen kommen. Zeit ist eine Ressource, die offenbar sehr knapp geworden ist. Gleichzeitig bleibt fraglich, wo sie geblieben ist, die Zeit.

Kinder brauchen belastbare Bindungen. Auch dies ist eine Binsenweisheit, die manche Eltern heute eher für überholt halten. Als 1963 der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich sein Buch „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“ schrieb, war dies ein Impuls auch für die Emanzipa-

tionsbewegung der Frauen. Manchmal fürchte ich, dass wir uns heute in Richtung einer „elternlosen“ Gesellschaft bewegen. Waren es ehemals die Väter, die in den Familien fehlten und einen wesentlichen Beitrag vorenthielten, sind heute viele Mütter auf dem Wege, es den Männern ähnlich zu tun. Auch wenn die Zahl der guten Betreuungsmöglichkeiten für Kinder in den letzten Jahren ausgebaut wurde, bleibt doch bei manchem Kind die Frage, wozu es eigentlich da ist, da aus der Familie niemand bereit ist, auf kindgemäße Art Zeit mit ihm zu verbringen. Miteinander Zeit verbringen, schafft Bindung. Miteinander Zeit verbringen, schafft Identität und das notwendige Gefühl erwünscht, wichtig und gemeint zu sein. Dies insbesondere in Konflikt- und Krisensituationen. Die einstmals von den Verhaltenstherapeuten empfohlene „Auszeit“ hat in manchen Familien ein Ausmaß angenommen, dass das Kind bei nahezu jedem nicht lösbaren Disput oder einem Fehlverhalten zunächst einmal des Feldes verwiesen wird. Dies schafft das Gegenteil von Bindung, nämlich die Angst, dass Meinungsverschiedenheiten, Konflikte, Nichtangepasstheit usw. Trennung bedeuten. Dahinter steckt bei Eltern eine Konfliktscheu, die auf diese Weise potenziert wird, weil Kinder so konstruktive Konfliktlösungen erst gar nicht lernen.

Vor kurzem wurde in unserem Lande für die Kindertagesstätten eine eigene Bildungsvereinbarung unterschrieben. Schon seit der Entstehung des Gesetzes für Tageseinrichtungen für Kinder in den 70er Jahren, ist der eigene Bildungsauftrag des Kindergartens festgestellt. In Anbetracht der – Gott sei Dank, verebbenden – „PISA-Hysterie“ versuchen bestimmte Kreise erneut, eine wesentlich frühere Einschulung für Kinder zu realisieren. Ich hege große Sorgen, dass dies aus einem recht engen Blickwinkel heraus geschieht, nämlich aus einem Blickwinkel, der Menschen als einen wesentlichen Produktions- und Wirtschaftsfaktor sieht.

Um als Land leistungsfähig zu bleiben, benötigen wir recht viele gut qualifizierte Menschen. Gleichzeitig grassiert die Angst, dass alle diejenigen, die nicht mehr auf den vorderen Plätzen der Leistungsgesellschaft vorkommen, eigentlich ein nutzloses Leben führen, für das man einen möglichen Sinn erst lange suchen muss.

Wissen wir denn wirklich zur genüge, was unsere Kinder in 15 Jahren und unsere Enkel in 35 Jahren brauchen, um ihren Lebensunterhalt sicher zu stellen und für unsere Renten noch etwas zu erübrigen? Ich wiederhole meine Aussage von eben: Wir Eltern leben im Luxus und haben schon Ressourcen verbraucht, an denen unsere Kinder noch partizipieren könnten. Gleichzeitig sehe ich aber auch hier die Polarität des Lebens: Wir können nur das tun, was wir für richtig, notwendig oder wünschenswert halten. Die Aufgaben der Zukunft werden auch in der Zukunft ihre Lösung finden. Denn auch unsere Großeltern und Urgroßeltern hätten sich niemals das Leben vorstellen können, das wir heute haben. Zwar glaube ich zum jetzigen Zeitpunkt, dass wir alle miteinander wieder sehr viel bescheidener leben werden, aber wer weiß, was unsere Kinder und Enkel für sich entwickeln werden.

Dazu ist aber erforderlich, dass Kinder auch in Zukunft in Tagesstätten keine postsozialistische Einheitserziehung erhalten. Die Tagesstätte bietet vom Konzept her die Möglichkeit, das Leben zu lernen, wozu nicht nur das Zusammensein mit anderen Kindern, sondern auch die alten pädagogischen Tugenden gehören, Kopf, Herz und Hand anzusprechen.

Notwendig ist auch, dass Sie ein Stück gegen unsere „Zuvielisation“ arbeiten und den Kindern helfen, vielleicht versäumte Akkommodationen nachzuholen. Dies verlangt auch von Ihnen ein gewisses Maß an Konfliktfreudigkeit.

Viele Eltern verfallen heutzutage darauf, dass sie die jetzige Situation ihres Kindes auf morgen und übermorgen hochrechnen. Ist das Kind in seiner Entwicklung retardiert oder in seinem Verhalten nicht ganz angepasst, dann entstehen in den elterlichen Köpfen die reinsten Horror-szenarien. Im Sinne der Gefahr einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung ist es notwendig, diesen Vorgang aufzuzeigen und die Hochrechne-rei zu beenden. Sie nimmt möglicherweise eine Menge der immer vor-handenen Lösungsenergie.

Weil viele Familien heute schon sehr zergliedert in verschiedene Teil-, Patchwork- und sonstige Familien leben, ist die Gefahr der Isolation sehr hoch. Frauen – oder auch Männer – wie unsere Tante Trudi kommen heute ebenfalls immer seltener vor. (Bei Einzelkindern sterben Onkel und Tanten insgesamt demnächst aus.) Die gute Freundin oder der gute Freund ist oft in der gleichen schwierigen Situation. Woher bekommen unsere Familien Zutrauen, Hilfe und Beistand, aber auch konkrete Anlei-tung im Umgang mit Kindern? Natürlich schauen wir bei solchen Fragen auch auf die Mitarbeiterinnen von Kindertagesstätten. Wenn Sie auch z.T. selber schon in Verhältnissen aufgewachsen sind, die den hier an-gesprochenen ähneln und die vielleicht auch schon eine gewisse Form von Ungebundenheit beinhaltet, so bringen Sie doch jedenfalls eine ge-hörige Portion an Fachwissen mit und ein Grundverständnis für die Dinge, die ich Ihnen aufgezeigt habe. Das heißt, Sie können Eltern anlei-ten und unterstützen und mit ihnen zusammen Wege gehen, die bewir-ken, dass Kinder wieder ihren Platz bekommen, der ihnen zusteht, näm-lich nicht in der fokussierten Mitte eines Kreises, sondern mitten in der Familie. Dann sind auch Kinderrechte keine abstrakte Größe, sondern eingeführte Realität.

Der Anlass dieses Fachtages ist die Neukonzipierung der regionalen Fortbildungsaktivitäten. In diesem Jahr werden die Themen von Familien dort den Schwerpunkt bilden. Ich hoffe, dass Sie Anleitung bekommen, Familien zu ermutigen und zu bestärken, ihre Wünsche und Ideale zu leben und dabei bestimmte Regeln einzuhalten. Bitte beachten Sie dabei, dass Mütter oft regelrecht in Panik geraten, wenn sie von Problemen ihres Kindes im Kindergarten hören. Ihren Bekundungen, dass sie ihr Kind so gar nicht kennen, wird oft kein Glauben geschenkt. Ich plädiere sehr dafür, die kindlichen Konflikte im Kindergarten zu lassen, wenn sie dort stattfinden, denn oft können die Mütter von außen nichts oder nicht viel bewirken.

Ihnen persönlich wünsche ich, dass es Ihnen gelingt, Ihre Familie als eine wesentliche Keimzelle unserer Gesellschaft zu erfahren und dass es machbar ist, den Druck von außen, der an Familien nur als Wirtschafts- und Finanzfaktor interessiert ist, zu minimieren.

Lassen Sie mich zum Abschluss aus dem Text eines unbekanntes Autors zitieren, der im Internet kursiert und Anfang Januar d.J. im „Stern“ abgedruckt wurde:

„Wenn du nach 1978 geboren wurdest, hat das hier nichts mit dir zu tun ... Verschwinde! Kinder von heute werden in Watte gepackt ...

Wenn du als Kind in den 50er, 60er oder 70er Jahren lebst, ist es zurückblickend kaum zu glauben, dass wir so lange überleben konnten! (...) Türen und Schränke waren eine ständige Bedrohung für unsere Fingerchen. Auf dem Fahrrad trugen wir nie einen Helm. Wir tranken Wasser aus Wasserhähnen und nicht aus Flaschen. Wir bauten Wagen aus Seifenkisten und entdeckten während der ersten Fahrt den Hang hinunter, dass wir die Bremsen vergessen hatten. Damit kamen wir nach einigen Unfällen klar. (..) Wir haben uns geschnitten, brachen Knochen und

Zähne, und niemand wurde deswegen verklagt. Es waren eben Unfälle. (..) Wir tranken mit unseren Freunden aus einer Flasche und niemand starb an den Folgen. Wir hatten nicht: Playstation, Nintendo 64, X-Box, Videospiele, 64 Fernsehkanäle, Filme auf Video, Surround-Sound, eigenen Fernseher, Computer, Internet-Chat-Rooms. Wir hatten Freunde. Wir gingen einfach raus und trafen sie auf der Straße. Oder wir marschierten einfach zu deren Heim und klingelten. (...) Ohne Termin und ohne Wissen unserer gegenseitigen Eltern. Keiner brachte uns und keiner holte uns ... (...) Beim Straßenfußball durfte nur mitmachen, wer gut war. Wer nicht gut war, musste lernen, mit Enttäuschungen klarzukommen. Manche Schüler waren nicht so schlau wie andere. Sie rasselten durch Prüfungen und wiederholten Klassen. Das führte nicht zu emotionalen Elternabenden oder ganz zur Änderung der Leistungsbewertung. Unsere Taten hatten manchmal Konsequenzen. Und keiner konnte sich verstecken. (...) Unsere Generation hat eine Fülle von innovativen Problemlösern und Erfindern mit Risikobereitschaft hervorgebracht. Wir hatten Freiheit, Misserfolg, Erfolg und Verantwortung. Mit alledem wussten wir umzugehen. (...) ⁸

In diesem Text – wenn man ihn ohne falsche Nostalgie liest – kommt etwas herüber von der ungestümen Kindlichkeit, die wir in unserer Gesellschaft mehr brauchen als die ständig abgesicherte, gut verwaltete Welt, in der Kinder ihre Inseln zugewiesen bekommen. Ich denke es wird deutlich, dass Kinder in die Welt der Erwachsenen hineinwachsen wollen, aber auf ihre Art, nicht als eigentlich schon fertige kleine Erwachsene.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

⁸ Zitiert nach Stern, Ausgabe (?), Januar 2004